so dachte ich doch: Eigener Herd ist Goldes wert, und sagte ja. — Sehen Sie, das bin ich also, und wenn Sie sich nicht zu gut dünken, ist unsere Freundschaft feste." Sie streckte der jungen Frau ihre Hand entgegen.

Marta schlug mit einem aufstrahlenden Blick ihrer dunklen Augen ein. „Ich danke Ihnen, Frau Dornblüt," sagte sie herzlich, „wenn ich Ihnen nur genügen werde."

„Gut also! Dann wissen wir ja, woran wir sind. Vielleicht kann ich Ihnen manchmal was nützen. Ich kenne die Welt, und Sie sind noch so ein harmloses Dingelchen, das alle Menschen mit den eigenen Unschuldaugen anschaut. Nun, lassen Sie uns drauf anstoßen . . ."

„Auf was soll denn hier angestoßen werden?" fragte eine Stimme hinter ihnen.

„I, sieh da, mein Fritze!" lachte Frau Dornblüt, ohne sich um zuwenden. „Bitte hier mal in'n hellen Vordergrund! Darf man seiner Frau noch in die Augen sehen?"

„Sehen Sie, das ist mein Oller. Hier, Fritze — Frau Westphal, meine neue liebe Freundin, und jetzt stoßen wir zu Dritt an."

Frau Dornblüt hatte recht, ein Adonis war der kleine korpulente Mann mit dem stark geröteten Gesicht allerdings nicht. Doch die kleinen Augen blickten so kreuzfidel erst seine Frau, dann Marta Westphal an, daß diese ihm, in das Lachen einstimmend, wie einem alten Bekannten die Hand schüttelte. Dornblüt dienerte ein über das andere Mal. „Freut mich ungemein, die schöne Frau meines lieben Kollegen kennen zu lernen," sagte er, ein wenig mit den Augen zwinkernd.

„Fritze, tu dir keinen Schaden!" unterbrach ihn seine Frau trocken. „Hast heute Glück, Ollerken," setzte sie dann hinzu: „Weil ich mich so jut mit Frau Westphal unterhalte, laß ich dir Freiheit. Na, einmal ist keinmal. Doch, da jeht's ja wieder los. Komm, Mann, an meine jrüne Seite."

„Die Macht der Liebe" — las sie pathetisch vom Programm ab. „Eigentlich kennen wir die schon aus eigener Erfahrung, was Kleines? Na, wollen mal sehen, wie sie uns hier vorgeführt werden wird?"

Der Vorhang ging auf. Ein äußerst dürftig ausgestatteter Raum zeigte sich, in dessen Mitte an einer Nähmaschine ein junges Mädchen sitzt. Tief auf die Arbeit ist der Kopf geneigt; man sieht nur eine Fülle rotgoldener Haare über einer weißen Stirn.

Einige Augenblicke ist kein anderer Laut hörbar als das surrende Geräusch der Maschine. Dann hebt sich plötzlich mit einer ruckartigen Bewegung der Kopf, aus einem bleichen Gesicht starren ein Paar große dunkle Augen mit einem so qualvoll verzweifelten Ausdruck vor sich ins Leere, daß die Zuschauer, halb erstaunt, halb gebannt, dies seltsam stumme Spiel auf sich einwirken lassen. In diese Stille bringt jetzt ein Ton wie nicht mehr zu unterdrückendes Aufschluchzen. Das Mädchen springt empor, schleudert die Arbeit weit von sich und ruft, nein, schreit: „Ich kann — — ich kann nicht arbeiten in dieser Stunde, in der ich ihn verlor." Und nun folgt ein Monolog, aus dem das alte, ewig neue Lied erklingt: Die Liebe eines jungen Mannes zu einem schönen, aber armen Mädchen, die ein Ende findet, als er eine zwar nicht mehr junge, dafür desto reichere Witwe kennen lernt, welche ihm durch ein sehr deutliches Entgegenkommen ihre Neigung zu erkennen gibt.

Geblendet von der Aussicht auf den Reichtum, der ihm mit der Hand der Witwe zufallen wird, schreibt er der armen Näherin einen Abschiedsbrief, welchen sie soeben empfangen hat.

Das Spiel des jungen Mädchens ist meisterhaft. Es wird noch unterstützt durch ein äußerst klangvolles, etwas dunkel gefärbtes Organ. Der ganze Schmerz eines in seinen heiligsten Gefühlen betrogenen Mädchenherzens vibriert in den Tönen. Leidenschaftliche Verwünschungen wechseln mit dem Ausdruck innigster Liebe, um im nächsten Augenblick den Wunsch nach Rache laut werden zu lassen.

Die routinierteste Schauspielerin hätte es nicht besser machen können, und die Zuhörer befinden sich wie unter einem Banne. Die Handlung nimmt ihren Fortgang. Sie bietet kaum etwas Besonderes. Der reiche Lebemann, welcher schon seit längerer Zeit der schönen Näherin vergeblich nachstellte, gelangt jetzt, dank der durch den Treubruch des Geliebten hervorgerufenen verzweifelten Stimmung, beinahe zu seinem Ziel. Doch im letzten Augenblick, in der Erinnerung an ihre Liebe, von ihr zurückgewiesen, muß er einen kläglichen Rückzug antreten. Zum Schluß erkennt auch der ungetreue Liebhaber — es ist Heinrich Westphal — daß nicht Geld allein glücklich macht, an der Seite einer ungeliebten, geistlosen Frau. Er kehrt reuig zu seiner ersten Braut zurück: „Die Macht der Liebe" hat gesiegt.

(Fortsetzung folgt.)

Seeraub und Seeräuber.

Von

Walter Achilles Korn.

So alt wie die Seefahrt ist auch der Seeraub. Er bildet eine Geschichte von Mord, Plünderung, Raub und Brandschatzung, ist eine Begleiterscheinung des Seehandels, eine Form des Seekrieges. Schon die Phönizier, dieses älteste Handelsvolk des Altertums, befaßten sich in großem Maßstabe mit der Räuberei zur See. Von ihren festen Faktoreien auf Cypern, Rhodos usw. segelten sie die Küsten entlang (sie kamen bis in die Ostsee), nicht nur etwa, um ihre Waren an den Mann zu bringen, sondern um auch Seeraub und Sklavenhandel zu treiben.

Und während der Blütezeit Athens und Korinths gab es verwegene Piraten genug. Namentlich die Stadt Vaselis war ein Schlupfwinkel der Korsaren, von denen Demosthenes klagte, daß kein anderes Volk so viel Mühe und Arbeit mache, wie sie, die Seeräuber.

Einen bedeutenden Umfang nahm das Piratenwesen während der Römerzeit an, wo freie Seeraubhorden massenhaft auftauchten. In ihren Reihen standen die Verdorbenen aller Nationen, Abenteurer, entlassene Söldner, gehetzte Flüchtlinge. Diese Raubgesellen brachten dem Seehandel enorme Verluste bei, schlugen ihm furchtbare Wunden, legten ihn fast lahm. Indessen die Freibeuter beschränkten sich schließlich nicht mehr auf den Seeraub allein, sondern sie brandschatzten an den Küsten, plünderten Hafenplätze, beraubten Ortschaften bis weit in das Land hinein. Ja, selbst vor Ostia, der Seevorstadt Roms, erschienen sie und zerstörten dort die gegen sie ausgerüstete Flotte. „Der Bauersmann, der Reisende, der vornehme Badegast in dem irdischen Paradiese von Baiae waren ihrer Habe und ihres Lebens fürder keinen Augenblick sicher . . . Es waren nicht mehr dreiste Schnapphähne, auch nicht mehr bewaffnete Sklavenhändler, es war keine zusammengelaufene Diebesbande mehr, sondern ein Korsarenstaat mit eigentümlichem Gemeingeist," so urteilt Mommsen in seiner römischen Geschichte.

Auf die Dauer konnte das römische Weltreich natürlich einen solchen Staat im Staate nicht dulden. Daher entschloß sich der Senat zu energischer Bekämpfung der Seeräuber auf dem Meere, sowie in ihren Schlupfwinkeln und Raubnestern. Dieser Kampf dauerte zwölf Jahre. Schließlich wurden die Korsaren vollständig besiegt, 1300 ihrer Schiffe vernichtet, 10 000 von ihnen getötet, ihre Bergschlösser gebrochen. Zwar war das Meer wieder frei; indessen für immer waren die Seeräuber nicht ausgerottet.

Betrachten wir nun die Erscheinungsformen des Seeraubes im Bereiche des europäischen Nordens, so finden wir hier ebenfalls frühzeitig die Piraterie. Sachsen, Friesen und Angeln haben durch lange Zeit die Freibeuterei ausgeführt; sie haben sogar nach Gallien und Hispanien Raubfahrten unternommen.

Besonders umfangreich und störend aber gestaltete sich das Piratenunwesen in der Nord- und Ostsee im vierzehnten Jahrhundert. Kühne seefahrende Banden lauerten dort den Schiffen auf, kaperten reiche Beute. Zwar versuchten die Handelsstädte Hamburg, Lübeck und Stralsund den Freibeutern das Handwerk zu legen; allein Herr vermochten sie der Piraten nicht zu werden. Vielmehr organisierte diese Abenteurerrotte sich großzügig, wurde daher auch hier zu einem Machtfaktor. So kam es denn, daß in den Wirren des Kampfes der nordischen Reiche Seeräuber von den Herzögen von Mecklenburg und den Handelsstädten Rostock und Wismar als Verbündete herbeigerufen wurden. Man lud die Raubgesellen ein, sich bewaffnet in Wismar und Rostock einzufinden. In Scharen, in ungezählten Mengen strömten die Schnapphähne herbei, und bald wimmelte es in der Ostsee von raublustigem Gesindel, an dessen Spitze teilweise Edelleute standen.

In der Stadt Wisby schlugen die Seeräuber ihr Hauptquartier auf. Von hier aus beherrschten sie die ganze Ostsee. Den Befehl indessen, nur Land und Untertanen der Königin von Dänemark mit Raub heimzusuchen, befolgten sie nur kurze Zeit, dann überfielen sie jedes Schiff, das ihnen in den Weg lief, ausgenommen natürlich die Schiffe von Rostock und Wismar.

Aber die Raubgesellen der Ostsee beschränkten sich auch hier nicht, ganz so wie die Korsaren der römischen Welt, mit der Wegnahme von Schiffen auf hoher See, sondern sie legten sich ebenfalls auf den Küstenraub. Sie plünderten so manchen Küstenort Dänemarks und Norwegens, verwüsteten die Insel Möen, plünderten Malmö und Bergen. Man wollte daher die Geister, die man gerufen hatte, wieder los werden; denn sie trieben es gar zu schlimm. Mit erbarmungsloser Strenge wurde gegen die früheren Verbündeten vorgegangen, viele ihrer Schiffe in den Grund gebohrt, Tausende erschlagen, ertränkt oder hingerichtet. Allein erst im Jahre 1398 gelang es, die Korsarennester völlig auszuheben und die Stadt Wisby zu erstürmen. Die gefangenen Seeräuber wurden enthauptet, der Rest in alle Welt auseinandergejagt. Ein Schwarm der zersprengten Raubgesellen aber war nach der Nordsee entkommen, wo sie der Seeraub unter großen Gesichtspunkten organisierten. Bald waren denn auch hier Seefahrt und Handel aufs äußerste gefährdet. Hamburg und Lübeck beschlossen daher, das Piratenunwesen zu unterdrücken; allein es auszurotten gelang nicht. Noch Jahrhunderte hindurch haben seeraubende Schnapphähne Nord- und Ostsee unsicher gemacht.

In fast allen Ländern der Welt florierte der Seeraub und die Seeräuberei. So gefährdeten aus den Buchten der chinesischen Küste umherschweifende Abenteurerrotten den ostasiatischen Seeverkehr, im ostindischen Archipel, wo übrigens noch heute Seeraub getrieben wird, unterbanden Piraten den Handel, im roten Meer und an der arabischen Küste des Persischen Meerbusens ward von der Zeit der Pharaonen bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Piraterie schwunghaft betrieben, in Westindien war die große Insel Haiti und die in ihrer Nachbarschaft gelegenen kleinen Inseln Sammel- und Ausgangspunkt freier Raubhorden, im Mittelmeer fand viele Jahrhunderte ein großartiger Raubbetrieb statt, von Tripolis bis Marokko wurde von der Römerzeit bis in unsere Tage von Piraten geraubt, geplündert, gemordet, gebrandschatzt. Kurzum, solange die Menschheit die salzige Meerflut befährt, treten Seeraub und Seeräuberei in die Erscheinung.

Unter den Seeräuberführern begegnen wir manchem berühmten Namen. Erinnert sei nur an Klaus Störtebeker. Von letzterem bewahrt noch heute Hamburg Schwert, Harnisch und den drei Flaschen Weines fassenden Feldbecher, den der trinkfeste Mann mit einem Zuge zu leeren verstand. Ein berühmter Piratenführer war auch der Ire Henry Morgan. Unter ihm wurde die Räuberei gleichsam zu großen Kriegszügen. Morgan brandschatzte unter anderem die Stadt Maracaibo, erstürmte die Festung Porto Bello, drang in das Stille Meer, wo er fabelhafte Beute machte, die er auch in Sicherheit zu bringen wußte. Schließlich wurde er vom König von England mit der Ritterwürde (1687) belohnt und später zum Gouverneur von Jamaika ernannt.

Den Seeräubern galt ihr Metier nicht als entehrend, auch das Volk sah in ihnen zwar Friedlose, nicht aber Ehrlose. Und erst, was recht bezeichnend ist, wenn das Freibeutertum sich gegen die Interessen des Staates richtete, wurde es verfolgt.

Im übrigen ist die heutige Kaperei streng genommen nichts weiter als eine vom Staate konzessionierte Form des Seeraubes. Denn Privatleute erhalten durch einen Kaperbrief, der im Grunde lediglich ein Steblbrief ist, das Recht, Schiffe auszurüsten, um Handel und Verkehr des Gegners zu schädigen. Dadurch aber macht der kriegführende Staat sich zum Schutzherrn des Seeraubes. Freilich, im Kriege ist jeder Helfer willkommen, da wird jeder brauchbare Kampfgenosse akzeptiert.

Stralbäder.

In dem Museum der französischen Stadt Cahors wird noch heute ein grober Eisenkäfig gezeigt, der einst in der Strafjustiz eine wichtige Rolle spielte, denn in ihm mußten die Frauen Platz nehmen, die sich einer Untreue gegen ihren Gatten schuldig gemacht hatten. Die Ehebrecherin wurde dann in diesem Käfig in feierlichem Zuge zu den Ufern des Flusses hinabgetragen, und hier wurde die Ungetreue in ihrem Käfig so oft in die Fluten getaucht, als das Urteil befahl. Man versprach sich von dieser originellen Strafe Wunderwirkungen und hoffte, daß das Wasser das sträfliche Feuer abkühlen werde.

In dem Intermédiaire des Curieux weist Dr. Cabanès nach, daß diese merkwürdige Sitte auf das zwölfte Jahrhundert zurückgeht und damals nicht nur in Frankreich, sondern auch in Italien und in England regelmäßig angewandt wurde.

Im Anfang waren es übrigens nicht die Ehebrecherinnen, die zum Gaudium des Publikums zum Strafbade verurteilt wurden, sondern vor allem jene würdigen Damen, die über eine allzu schnelle und allzu spitze Zunge verfügten, üble Nachrede betrieben und ihre wackeren Nachbarsleute nach Kräften verleumdeten. In London wurden in jener Zeit sogar die zanksüchtigen Frauen durch unfreiwillige Bäder in der Themse oder in irgendeinem Sumpfe bestraft.

Eine alte Chronik überliefert ein amüsantes Bild der sinnreichen Vorrichtung, die in England bei der Verabfolgung des Strafbades benutzt wurde. „Am Ende zweier etwa 12 Fuß langer Balken wird ein Stuhl festgebunden, so daß der Stuhl auf einer Achse ruht, die die beiden Balken miteinander verbindet. Der Apparat ist so eingerichtet, daß man die auf dem Stuhle festgeschnallte Frau ins Wasser tauchen und wieder emporheben kann, ohne daß der Stuhl seine Lage verändert. Die beiden Balken werden am Ufer des Flusses oder eines Sumpfes so auf einen Bock gelegt, daß beide Seiten ungefähr gleich schwer sind. Der Stuhl balanziert dann in der freien Luft. Hierauf wird die Frau auf den Sitz geschnallt, und so oft in das Wasser getaucht, als das Urteil befiehlt."

Das seltsame Strafmittel dieses Tauchbades erhielt sich in gewissen Gegenden viele Jahrhunderte hindurch, im siebzehnten Jahrhundert wurde es noch in einer ganzen Reihe von Landschaften geübt. Aber die Prozedur diente mehr zur Belustigung der Zuschauer als zur Pein der Delinquentin, denn außer dem Hohn und Spott der Menge widerfuhr ihr im Grunde nichts schlimmes. Insbesondere in Italien wurden ränkesüchtige Weiber und böse Schwiegermütter ausgiebig mit solchen Taufbädern bedacht, aber es zeigte sich schließlich daß der Einfluß des Wassers auf die Charakteranlagen keineswegs so groß war, wie man hätte wünschen können, und so verzichtete man mit der Zeit auf diese Strafbäder.

Der Kakao und seine Präparate.

In den gurkenartigen, 12 bis 20 Zentimeter langen, rötlichen Früchten des Kakaobaumes, der in Zentralamerika und in den nördlichen Gegenden von Südamerika einheimisch ist und in vielen tropischen Ländern mit Erfolg auf umfangreichen Pflanzungen gezogen wird, befinden sich in breiiges, säuerlichsüßschmeckendes Fruchtfleisch eingebettet, zahlreiche bohnenförmige Samen, wohl zu 25 bis 40 Stück in einer Fruchthülle zusammen.

Der wilde, sechs bis zehn Meter hohe Baum, den die Spanier bereits bei ihrer ersten Landung in Mexiko als „Cacahaoquahuitl" kennen lernten, dessen Samen die Eingeborenen in die Erde bis zu einem gewissen Grade der Verrottung vergruben, um danach aus denselben ein bei ihnen seit undenklichen Zeiten bekanntes und beliebtes Getränk „Chocolatl" zu bereiten, trägt jährlich nur einmal Früchte; von den Kulturbäumen dagegen wird zweimal im Jahr geerntet.

Noch jetzt nimmt man durch Trocknen an der Sonne, durch Selbsterhitzung in Gruben oder Haufen oder bei künstlicher Wärme eine Gährung oder Rottung der Bohnen vor. Die Kakaobohnen kommen dann in unscheinbarem Kleide, mit einer dünnen, holzigen Schale, an die häufig noch ein erdiger Ueberzug haftet, in Ballen und Säcken verpackt, massenhaft nach Europa, denn der Wert des köstlichen Inhaltes der Bohnen als Nahrungs- und Genußmittel wurde trotz ihres keineswegs angenehmen Geschmackes im rohen Zustande und der wenig repräsentablen Hülle von den Bewohnern der alten Welt schnell erkannt und gewürdigt. Von Stufe zu Stufe entwickelten sich seit der Einführung durch die Spanier und der anfangs primitiven Bearbeitung der Kakao und seine Präparate zu der gegenwärtigen Höhe einer dem enormen Konsum entsprechenden Fabrikation, die aus der Kakaobohne als Grundlage preiswerte, allen Volkskreisen zugängliche Erzeugnisse auf den Weltmarkt bringt, welche einzigartigen Wohlgeschmack mit hohem Nährwert verbinden und dabei Anregungsmittel enthalten, die außergewöhnlich bekömmliche und wohltuende Wirkungen auf unseren Organismus und in unserem Befinden hervorbringen.

Je nach der Heimat, der Kulturstätte und der Zentralverladestationen des Kakao bezeichnet man die Handelssorten, sie werden nach ihren natürlichen Eigenschaften verschieden hoch bewertet. Eine weitere Qualitätseinteilung findet nach der Art der Bearbeitung der Kakaomassen und den vorgenommenen Mischungen derselben statt.

Die Bearbeitung der gerösteten oder fermentierten Kakaobohnen erstreckt sich zunächst auf eine Auslese der fremden und unbrauchbaren Bestandteile. Diese wird durch Sieb- und Schüttelvorrichtungen sowie bei der Förderung auf Laufbändern nach Röstofen bewerkstelligt. In diesen wird einmal die Kakaostärke aufgeschlossen, ferner entwickeln sich bei dem Röstprozeß durch die Einwirkung der Hitze die aromatischen Oelsubstanzen, und schließlich werden auch die Schalen zum Zerspringen spröde, so daß die Schälmaschinen eine leichtere, schnelle Arbeit leisten.

Die geschälten Kerne werden in Pulverisermühlen zerkleinert, um danach in erwärmten Entölungspressen in bestimmten Verhältnissen entfettet zu werden. Die Kakaomassen werden zur Abtrennung der Ausscheidung der aromatischen Oelsubstanzen in Längsreibemaschinen, die „Conchen" befördert, auf Dampfösen ruhenden heizbaren Metallbottichen, in denen der reine Kakao, sowie die Qualitätsmischungen und die Mischungsmassen der Präparate durch rotierende Walzen nachdrücklich durchgearbeitet werden. Nach der Behandlung mit Hitze und mechanischer Kraft in Röst-, Schmelz-, Misch-, Knet-, Mahl- und Walzapparaten findet die Abkühlung des Kakao in genau temperierten und ventilierten Kühlkammern statt.

Vorwiegend durch die technische Bearbeitung wird also erst der Wohlgeschmack und die Bekömmlichkeit des Kakaos herausgebildet, sowie seine Nährstoffe in eine den menschlichen Aufnahme- und Verdauungsorganen angepaßte Form gebracht. Gewöhnlich kommt der reine Kakao als Pulver in den Handel, welches zum Teil leicht löslich, zum Teil quellbar bequem durch Einrühren und Zusammenkochen mit Wasser und Milch zu einem duftenden, kräftigenden, gesunden und angenehm mundenden Getränk bereitet wird, und auch in anderen Gerichten, infolge des Gehaltes des Kakaos an Stickstoffsubstanzen, Kohlehydraten und Salzen, als Nahrungsmittel einen nicht unbedeutenden Rang einnimmt.

Die verknetete Kakaomasse enthielt nach Königs Zusammenstellung im Durchschnitt vieler Analysen in Wasser 4,16 Prozent, Stickstoffsubstanz 13,97 Prozent, Theobromin 1,56 Prozent, Fett 53,03 Prozent, Stärke 9,02 Prozent, stickstoffreien Extraktivstoffen 12,79 Prozent, Holzfaser 3,40 Prozent, Asche 3,63 Prozent.

Auf die Bedeutung der Bestandteile des Kakao im einzelnen ein